

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Ring der guten Fee

Der Ring der guten Fee.

Von Hermann Hirschfeld.

An einem trüben Augustnachmittag des Jahres 1807 wandelte eine Dame in lichtgrauem, schlichtem Wollkleid, das Haupt mit dem, der Sitte jener Zeit gemäß, ziemlich hoch aufgestämmten Haar von einem Strohhut mit wallendem blauen Schleier bedeckt, in der Umgegend der ostpreussischen Stadt Memel. Durch Gehölz und Feld führte ihr Weg sie dem Meeresstrande zu. Die einsame Wanderin mochte die dreißig kaum überschritten haben und gehörte zu jenen bedeutenden Erscheinungen, die, wer sie einmal gesehen, im Leben nicht wieder vergißt. Voll und schlank gewachsen, trugen ihre Züge einen unbeschreiblichen Ausdruck der Würde und Güte zugleich, leuchtete ein Augenpaar so licht aus dem edlen Antlitz, wie ein Spiegel der reinsten Seele.

Langsam verfolgte sie ihren Weg wie jemand, der leidend ist am Körper oder tief gebeugt im Geist. Vielleicht war beides hier der Fall, denn die Wangen der Dame waren bleich und der Ausdruck des Herzenskummers sprach sich in ihren Zügen aus. Möglicherweise mochte sie des schweren Geschickes gedenken, welches die preussischen Lande durch den Uebermut des unwiderstehlichen fränkischen Eroberers getroffen, der sich fast der ganzen preussischen Monarchie bemächtigt hatte. Napoleon zürnte, weil Friedrich Wilhelm III. abgelehnt hatte, sich den Verbündeten des Usurpators zu nennen, und selbst auf die Gefahr hin, ein Opfer seiner Treue zu werden, dem Kaiser von Rußland, Alexander I., die Hand zum Bunde reichte. Dafür hatte der König denn auch die schweren Folgen seines Entschlusses zu tragen. Bis zu der äußersten Grenze seines Reiches mußte der königliche Herr mit seiner Gattin, Preußens angebeteter Luise, mit seinen lieblichen Knaben Friedrich Wilhelm und Wilhelm, unserm nachmaligen großen Kaiser, fliehen, um den immer näher kommenden Feinden zu entgehen. In Königsberg nicht mehr sicher, hatte sich die Königin ganz in der Stille vorläufig nach Memel geflüchtet, um, wenn es sein mußte, jederzeit die nahe befindliche russische Grenze überschreiten zu können.

Trübe Gedanken suchten die langsam Dahinschreitende heim, das bewies der bange, flehende Blick, den sie eben zum bewölkten Himmelsdom emporrichtete, während ein tiefer Seufzer sich über ihre Rippen stahl. Nun aber hielt sie überrascht den Schritt an. Der schmale Pfad hatte

sie an einem ausgebreiteten Kornfeld vorübergeführt, aus dessen wogenden Aehren plötzlich die Gestalt eines kleinen, etwa zehnjährigen Mädchens emportauchte. Das schlicht aber sauber gekleidete Kind, mit sinnigem, lieblichem Gesichtchen, hatte Kornblumen gesammelt und schon von weitem die Nahende bemerkt. Wie von dem Anblick ihrer Erscheinung gefesselt, hatte die Kleine keinen Blick von ihr verwandt und kaum zu atmen gewagt; jetzt aber, da sie nur ein paar Schritte entfernt war, trieb es sie mit übermächtigem Drang. Den Weg der Dame kreuzend, trat das Mädchen aus dem leicht bewegten Kornmeer und hob wortlos, nur mit stummer Bitte in den blauen Augen, den Kornblumenstrauß zu der Betroffenen empor.

Die so unverhoffte Gabe schien eine seltsame Wirkung auf die Besenkte auszuüben. Ein Ausruf hoher Freude klang aus ihrer Brust; dann aber hob sich ihr Blick abermals zu den Stätten des ewigen Lichtes empor, jetzt wie in seliger Verklärung und voll stummen Dankes. Den Strauß aber befestigte sie an ihrer Brust und beugte sich zu der Spenderin nieder. „Kennst du mich, liebe Kleine?“ fragte sie mit mildem, zu Herzen bringendem Ton.

Das Kind schüttelte den Kopf, und diese Wahrnehmung schien die Freude der Dame noch zu erhöhen. „Gottes Wink!“ sagte sie leise vor sich hin, „ein leiser Trost in dunkler Nacht.“

Aufs neue wandte sie sich zu dem Mädchen: „Wie heißt du, mein Kind?“

„Anna“, lautete die Antwort.

„Wohl, Anna“, fuhr die Dame fort, „du hast mir eine große Freude bereitet, nimm dies Goldstück und sage deinen Eltern, es in deinem Nutzen zu verwerten.“

Die Dame hatte einem samteneu Täschchen einen blitzenden Dukaten entnommen und wollte die Münze in des Kindes Hand legen; aber fast erschrocken wehrte dieses das Geschenk zurück.

„Kein Geld!“ sagte sie bittend, wobei sich die klaren Augen mit Thränen der Beschämung füllten, — „kein Geld, ich that es so gern.“

Ein holdes Lächeln überglänzte das Antlitz der Wanderin. Sie zog von ihrem kleinen Finger der linken Hand ein schlichtes goldenes Ringlein mit einem kleinen Saphir verziert und steckte es an den Goldfinger der Kleinen.

„So nimm diesen Reif zum Andenken, mein liebes Kind“, sagte sie innig, „möge Gott dir lohnen, was du mir durch deine Gabe an Freude und Frieden beschert!“

Wie segnend berührte die feine weiße Hand der Dame das blonde Mädchenhaupt, dann nickte

sie der jungen Spenderin noch einmal freundlich zu und setzte ihren Weg zum Meeresufer fort. Das Kind stand und stand und schaute mit leuchtenden Blicken der hohen Gestalt nach, bis sie an einer Biegung des Pfades verschwunden war, — dann kehrte es langsam und sinnend in das nahe Heimatdorf zurück.

* * *

Das Jahr 1810 brachte, freilich unter gewaltigen Opfern, den Frieden zwischen Preussens Herrscher und dem französischen Kaiser, dem halb Europa unterworfen war. Als schönste Friedensgabe aber bescherte es den treuen Unterthanen des hartgeprüften Hohenzollernhauses die Rückkehr des geliebten Königspaares in ihre von der französischen Besatzung geräumte Residenzstadt Berlin. Unter endlosem Jubel war König Friedrich Wilhelm III. mit seiner erlauchten Gemahlin in den Mittelpunkt ihres Reiches eingezogen und ein deutsches Familienheim edelster Art entfaltet sich in den Räumen des mächtigen Schlosses, in denen noch kurz zuvor der fränkische Eroberer sein Quartier aufgeschlagen.

Einige Monate nach der Ankunft des hohen Paares waren verstrichen, als eines Morgens die in ihrem Bibliothekszimmer weilende Königin Luise die Klingel bewegte, die sofort den diensthüthenden Lakai herbeirief.

„Schon seit längerer Zeit,“ nahm die Herrscherin das Wort, „bemerke ich, so oft ich an das Fenster trete, eine Frau in ostpreussischer Tracht demselben gegenüberstehen und den Blick unverwandt auf meine Zimmer richten. Vielleicht hat sie irgend ein Anliegen. Ist es an mich gerichtet, soll man die Frau hierherführen.“

Der Lakai verneigte sich und verschwand augenblicklich, den Befehl seiner königlichen Herrin zu vollziehen. Wenige Minuten später erschien er aufs neue an der Schwelle.

„Es ist eine Frau aus Memel, Ew. Majestät,“ berichtete er, „die dringend um Gehör fleht. Sie ist im Vorzimmer.“

„Sie soll eintreten,“ befahl die Königin und der Lakai winkte der draußen Harrenden, während er sich selber entfernte.

Die Eintretende mochte einige dreißig Jahre zählen; es war sichtlich eine Frau schlichten Standes, aber von freundlichem, gutmütigem Antlitz, das ihr das Herz der Königin gewann. In unverkennbarer Angst und Befangenheit, gesenkten Blickes war sie über die Schwelle getreten; aber als sie den Blick zum edlen Angesicht Luises erhob, als die milde Stimme der hohen Frau sie freundlich herankommen hieß, strahlte solcher Glanz, so viel Zuversicht aus ihren Augen, daß Luise sich bewegt und gerührt fühlte.

„Seht, liebe Frau Königin,“ nahm der in diesen Zimmern ungewohnte Besuch das Wort, „ich hab den weiten Weg von Memel bis hierher gemacht, weil Ihr so gut seid und ich meinte, Ihr müßtet uns helfen in unserer großen Sorge. Aber als ich Euer großes Haus sah mit den vielen Leuten in Silber und Gold, die aus- und eingingen, da sank mir das Herz und ich meinte, ich könne nimmer vor Euer Angesicht. Da fiel mir's ein, daß sie unsere Frau Königin Luise die Mutter des



Königin Luise.

Volkes nennen; ei, dachte ich, eine Mutter schaut doch wohl dann und wann einmal hinaus über ihre Kinder, — und richtig, da stand die Frau Königin schon, und ich wußte, einmal wird sie dich schon gewahren und fragen was dein Begehre sei. So ist's auch gekommen, und nun, Frau Königin bin ich hier.“

Luise hatte sich in ihren Sessel niedergelassen. „Euer Vertrauen soll Euch nicht getäuscht haben, gute Frau,“ sagte sie herzlich. „Ich habe in trüber Zeit so viel Liebe in Ostpreußen gefunden, daß ich mich freue, wenn ich vergelten kann. Also, was habt Ihr mir zu sagen?“

„Ich bin Elisabeth Werner,“ nahm die Frau das Wort, „und mein braver Mann, der Kaspar Werner, ist Landmann und Schreiner in einem Dorfe nahe bei Memel. Wir haben zwei herzige

Kinder, einen Buben und ein Mädchen. All unser Lebtag mußten wir uns plagen, aber wir kamen doch vorwärts und jedermann ist uns gut gesinnt in der Heimat. Mein Kaspar ist ein bisschen Hitzkopf, aber sonst ein treues, ehrliches Blut und ein fleißiger Arbeiter. Da suchten uns Mißwachs und Krankheiten heim; wir setzten zu und zu und gaben alles hin, um nicht zu borgen, allein die Not ward immer größer. Nun trat erst das Unglück an uns heran", fuhr die Erzählerin fort; „Jakob Margolf, ein reicher Viehhändler, von dem allbekannt ist, daß er Wucher treibt und die armen Leute schindet, hatte ein Auge auf unser Häuschen geworfen, das wir einst unsern lieben Kindern zu vererben gehofft. Er zwang meinen Kaspar förmlich, einen Vorschuß darauf von ihm anzunehmen. Als nach kurzer Zeit die Schuld fällig war und wir das Geld nicht aufzutreiben vermochten, drängte er meinem Manne noch mehr auf, aus Mitleid mit den lieben Kindern, wie er sagte; aber endlich, als er meinte, daß es an der Zeit war, da mahnte und presste er und wollte nichts von Abschlag hören. Ja, eines Tages kam er mit dem Gerichtsdienner in unser Häuschen und nahm uns für Schuld und Zins und Aberzins unser Hab und Gut bis auf das Allernotwendigste, und in drei Wochen fällt ihm unser Häuschen dazu in die Hände.“

Die Frau machte eine Pause; doch ehe sie weiter zu reden vermochte, nahm die Königin das Wort.

„Was Ihr mir da erzählt, liebe Frau“, sagte sie in ihrer milden Weise, aber doch nicht ohne Ernst, „ist freilich traurig, und gern bin ich bereit, wenn Eure Angaben auf Wahrheit beruhen, Euch eine kleine Unterstützung zu gewähren so viel ich vermag, denn viele Augen blicken hoffnungsvoll auf uns, viele von gleichem Schicksal getroffen. Wer hat nicht Not und Sorge auf seinem Lebensweg kennen gelernt? Ich selber nicht zum wenigsten. — Aber sagt, war es nötig, wo ein Schreiben an Se. Majestät den König oder an mich genügt hätte, Mann und Kinder zu verlassen, um den weiten Weg von Eurer Heimat nach Berlin zu machen?“

Das Antlitz der Frau überzog hohe Röthe. „Meinet Ihr, Frau Königin“, sagte sie mit beinahe vorwurfsvollem Ton, „ich sei um Almosen gekommen? Weiß ich doch, wie viel des Guten Ihr und der Herr König an armen Leuten thut, und der böse Franzmann hat Euch selber viel genommen. — Mein Kaspar ist jung und wieder rüstig, ich bin es auch; so lange wir schaffen

können, essen wir lieber Brot und Salz, ehe wir Betteln gehen.“

Die Königin schien überrascht. „Das ist brav gedacht“, erwiderte sie huldvoll, „und darum bin ich doppelt aufmerksam auf das, was Ihr mir sagen werdet.“

„Ich erzählte Euch schon, liebe Frau Königin“, fuhr Frau Werner fort, „daß mein Kaspar ein bisschen hitzig ist, obwohl er noch nie Händel gehabt und ungern ins Wirtshaus geht. Nun, als der Margolf mit dem Ortsdiener ins Haus kam und pfändete, da ließen wir's geschehen, es war ja im Namen des Gesetzes; wir gaben selbst unsere Eheringe her, da man sie forderte. Da sah unser Gläubiger am Finger unseres Töchterchens ein kleines schlichtes Reiflein, an Wert gering, aber dem Kinde wie ein Heiligtum lieb; er drang auf die Kleine ein und wollte mit Gewalt ihr das Reiflein abstreifen. Das Kind weinte und flehte, ihm nicht den Ring der guten Fee zu nehmen, auch wir baten von Herzen, aber der harte Mann lachte höhnisch und rief: hat eine gute Fee den Ring geschenkt, so mag sie ihn auch lösen, bis dahin bleibt er mein. Und nochmals riß er das Kind am Arm zu sich heran. Aber er mußte ablassen; denn in einem Weinkrampf fiel unser liebes Mädchen zu Boden. Da konnte Kaspar sich nicht länger halten; er faßte den unbarmherzigen Mann und schleuderte ihn weit aus der Thüre unseres Hauses. Margolf trug keinen Schaden davon, und das ganze Dorf gönnte ihm, was geschehen. Sein Schwager aber, der Schulze, gegen den keiner zu zeugen wagte, setzte eine lange Klage auf, und die Herren in Memel ließen sich blind machen und verurteilten meinen armen Mann zu acht Tagen Gefängnis. Das eben, Frau Königin“, endete die Erzählerin, „macht uns so unglücklich; die Schande kann er nicht überleben und ich auch nicht.“

Die Ostpreussin mußte innehalten, — Schluchzen drohte ihre Stimme zu ersticken. „Nun seht, Frau Königin“, brachte sie kaum verständlich hervor, „deshalb bin ich ja zu unserer Mutter Luise gekommen, damit sie für uns bitte und uns helfe. Trotz des Widerspruchs des Schulzen haben die Herren zu Memel meinem Kaspar Aufschub seiner Strafe bis zum Herbst vergönnt; und da habt Ihr ja Zeit, an uns zu denken, Frau Königin, nicht wahr? Armut wollen wir unseren Kindern vererben, aber keine Schande!“

Die Monarchin hatte sich erhoben. „Liebe Frau“, sagte sie mit dem Ausdruck wahrer Theilnahme, „glaubt mir, ich fühle mit Euch. Ich

kann für Euch und Eure Kinder sorgen; aber ob ich Euren Mann von den Folgen seiner wohl entschuldbaren, aber doch allzu raschen Handlung schützen kann, wage ich nicht zu entscheiden. Ich will den König bitten, noch einmal eine Untersuchung bei einem höheren Gericht zu veranlassen, denn die Noth Eures Gläubigers wiegt schwer in der Wage des Rechts, mit dem er sich jenes Ringes wohl durch den befugten Boten des Gerichts versichern lassen, aber sich nicht selbst an einem Kinde vergreifen durfte. Noch heute will ich bei Sr. Majestät Eure Sache führen und kann Euch hoffentlich Trost in die Heimat mitgeben."

In überwältigender Freude neigte sich die hoch Beglückte zu den Händen der Königin, um sie zu küssen: aber Luise wehrte ihren Ausbruch des Dankes freundlich ab. — "Nun sagt mir aber noch," fragte sie, "was hat es denn mit der sonderbaren Bezeichnung des Ringes Eurer Kleinen für eine Bewandnis? Wer ist denn die gute Fee, der das Kind das bedrohte Kleinod verdankt?"

"Ja, das ist eine seltsame Geschichte, liebe Frau Königin," entgegnete Frau Werner. "Seht, unser Mädchen war von jeher ein stilles, sinniges Kind, das gern die Augen zum Himmel emporhob, als müßte sie dort die Englein sehen. Am Herde, auf dem Schemel vor der Großmutter zu sitzen und sich Märchen und Sagen erzählen zu lassen, war ihre größte Lust, vor allem aber, wenn eine gute Fee darin vorkam, unter der sich das Mädchen wohl ein ganz besonderes Wesen vorstellen mochte. Nun kam sie eines Tages, es mögen drei Jahre her sein, ganz außer sich in unser Häuschen und sah so glücklich und verklärt aus, als sei ihr der liebe Herrgott selber begegnet. Auf alle Fragen schwieg sie still, aber spät abends in der Kammer, da vertraute sie mir heimlich; sie sei im Felde gewesen, Kornblumen zu pflücken, und da habe sie eine gute Fee langsam den Weg entlang wandeln gesehen. Das holde Angesicht der Ueberirdischen habe ihr so traurig gedünkt, daß ihr die Thränen in die Augen gekommen, und in ihrer Herzensinfaht habe sie gedacht, daß es der guten Fee vielleicht Glück und Freude bringen könne, wenn sie ihr ungeheiß die Blumen biete. So sei sie denn aus dem Korn hervorgetreten und habe den Strauß emporgehoben und da habe sich das liebe Angesicht verklärt wie eitel Sonnenschein und die feine weiße Hand habe sich segnend auf des Kindes Haupt gelegt. Zum Andenken gab die Unbekannte meiner Anna jenen Ring, und ob wir ihr gleich den Glauben ausreden wollten

und meinten, es sei eine vornehme Dame gewesen, die dem Mädchen eine Freundlichkeit so reich vergolten, — sie ließ es sich nicht nehmen, für sie blieb es der Ring der guten Fee. Und als ich schied, um unsere Noth vor unsere Frau Königin zu bringen, da steckte mein Ansuchen mir beim Scheiden das Ringlein an den kleinen Finger und sagte mir ins Ohr: nimm ihn mit, die gute Fee wird schon helfen! — Und seht, Frau Königin," schloß die Erzählerin, auf ihre linke Hand weisend, "seht, da ist das Ringlein der guten Fee, — und mein Kind hat Recht gehabt, es hat geholfen!"

Nur einen flüchtigen Blick hatte die Königin auf den schlichten Ring geworfen; plötzlich leuchtete die Erinnerung in ihrer Seele auf. "Nein," rief sie mit bewegter Stimme, "nein, liebe Frau, nicht die gute Fee, wohl aber der Glaube an die Güte und Allmacht des Vaters droben, der einst in trüber Stunde Euer Kind auf meinen Pfad sandte, mir zum Trost, wie er Euch heute zu dieser Stätte führte. In Kummer über das Schicksal unseres Vaterlandes, zur Ferne getrieben durch Kaiser Napoleons Macht, das Herz zerrissen vor Sorgen um die Meinen, schritt ich damals einsam zum Strande der See hinab. Mir war es, als könne ich nie wieder Glück und Freude erleben, als müßte ich an Himmel und Menschen verzweifeln. Da bat ich den lieben Gott, wenn er mich nicht ganz verlassen und sein Vaterauge von mir gewendet, um ein sichtliches Zeichen zu Trost und Hoffen. Und siehe," fuhr die Herrscherin fort, "in demselben Augenblick trat Euer Kind mir entgegen, mit seinen treuen Augen zu mir aufsehend und mir den Strauß meiner Lieblingsblumen in der Farbe des Himmels bietend. Ihr aber hattet Recht, gute Frau; keine überirdische Erscheinung war es, die von der eigenen Hand das Ringlein an den Finger Eures Kindes steckte, keine Fee, — aber Eure zu jener Zeit so unglückliche Königin Luise, — ich selber. Und was das Kind mir damals an Trost erwiesen, wie ein Bote Gottes, den Eltern will ich's heute vergüten."

Sie streckte der Mutter Annas ihre Hand entgegen, aber was sie vernommen, was ihr geschah, war der schlichten Frau zu viel; schluchzend sank sie zu den Füßen der Monarchin nieder und küßte das Kleid der Landesmutter Luise, — der guten Fee.

* * *

Durch eigenhändige Anweisung des Königs ward der Prozeß des Kaspar Werner vor einem

höheren Gerichtshof erneut. Er endete mit der Freisprechung des in seinem Eigentum durch Noheit und Gewalt schwer gekränkten und gereizten Mannes. Seinem harten Gläubiger, Jakob Margolf, aber wurde im Lauf der Verhandlung eine ganze Reihe von Betrugsfällen nachgewiesen, die ihrem Urheber eine längere Freiheitsstrafe bewirkten. Auch der Schulze, sein Beschützer, ward zu allgemeiner Genugthuung seines Amtes entsetzt.

Von Preußens edler Königin reich unterstützt, hob sich bald der Wohlstand im Hause Kaspar Werners und seiner braven Frau; Anna wurde, zur holden Jungfrau erblüht, die Gattin eines höheren, allseitig geachteten Staatsbeamten. Erst vor kurzem schloß sie, hochbetagt, im Kreise ihrer Kinder und Enkel die Augen, nachdem ihre geliebte Landesmutter leider so bald schon nach jenen Tagen zur ewigen Ruhe eingegangen. Aber der Ring der Königin Luise erbt sich, wie die Kunde seines Ursprungs, von Geschlecht zu Geschlecht fort und mit ihm die Bezeichnung, welche kindlicher Glaube der Aeltermutter ihm dereinst beigelegt: „der Ring der guten Fee!“

Koschtmijoniz.

In einer Amtsstadt zwischen Offenburg und Bruchsal war ein Registrator, ein gewissenhafter, pflichteifriger Mann, der selbstverständlich sich auch die nötige Erholung gönnte. Samstag-Nachmittags, oder wenn sonst keine pressanten Geschäfte vorlagen, machte er sich gerne Bewegung, hinaus nach dem nächsten Hest in den Mohren. Der Mohrenwirt verzapfte ein gutes Glas ungetauften Wein, und da er auch selbst schlachtete, so fehlte es nie an einem guten Wickel: Sauereffele, Schinken, hausgemachten Schwartenmagen, Schweinsknöchel und andere Delikatessen. Wenn es die Geschäfte erlaubten, ging jedesmal auch des Registrators Freund, der Revident, mit und jedesmal schickten sie das Büblein des Mohrenwirts hinüber zum Gemeindeverrechner: „En schönen Gruß, und die Herre vom Amt seien da; er soll kommen, es fehle der vierte Mann zum Zego!“ Und bereitwillig zog der dienstbeflissene Verrechner den andern Rock an und ging. Aber nicht selten wurde es Abend und die Frau mußte mit dem Nachtesen auf ihn warten. Endlich kams ihr doch gar zu oft.

„Hannes“, stellte sie ihm vor, „schau, so kann des Dings net fortgeh“. Du versäumst jedesmal en halbe Tag und verthust noch obendrein dein gutes Geld — von de viele G'schäften in Haus und Feld, die unterdesse liege bleibe, gar net

z'rebe. Die Herre, jo, die henn gut mache, die henn nor ein G'schäft, und die B'soldung laaft fort, ob se in d'r Kanzlei oder im Wirtshaus sitze!“

„A was!“ entgegnete er, „des verstesich du net! Ich kann die Herre net vor de Kopf stoße, unseiner brucht se immer wieder. Un splendid, des muß e sage, sinn se; denn es koscht mi jo nix, sie halte mi frei.“

Nun, die Frau gab sich drein, wenn auch widerwillig. Und so gings fort bis nach Neujahr. Da kommt eines Tages des Mohrenwirts Büblein wieder — die Frau Gemeinverrechnerin war zufällig allein in der Stube — und bringt, mit einem „Gruß vom Vater“, eine Rechnung: An dem und dem — Wein, Käse und Becken . . . so und so viel; dann zehn Portionen Sülz, Grieben- und Leberwürste . . . macht so viel; ferner Sauerkraut und Schweinswaden — ditto mit Senf . . . Zusammen — nun es soll ein ganz hübsches Sümmlin ausgemacht haben.

„s isch recht, Jakobele“, sagt die Frau. „Sag 'em Vater, mein Ma' wer' selwer komme!“ — Gut, der Jakobele geht — die Frau aber macht die hintere Thür auf — ihr Mann war just im Hof, wo er seinen zwei Säulein zuschaut und sich freut, wie g'frätz und busper sie schon seien.

„Hannes!“ ruft sie.

„Was isch?“

„Komm 'rinn, guck, de Koschtmijoniz isch bo!“ — Und nun gings über ihn her. „Du musch nit de Herre spiele! — Sell, e haw d'r 's g'sagt? Dene, ob se in d'r Kanzlei oder im Wirtshaus sitze, laaft die B'soldung fort. Ah deine laaft fort, awer wohin? Nüwer in de Mohre; da“, sagte sie und gab ihm die Rechnung, „kannsch se jez hinner de Spiegel stecke.“

Er kratzte sich hinterm Ohr. Und wenn das Büblein hernach wieder gekommen ist: die Herre vom Amt seien da! sagte die Frau ganz höflich: „E schöne Empfehlung un mein Ma' sei grad am G'schäft; wenn er ferti sei, wer' er komme. Awer sag' nor, es könn' spät Owe werde.“

Und die Moral von der Geschichte — nun, die kann der geneigte Leser selbst anwenden. Der Kalendermann will weiter nichts sagen, als: Manche Frau wisse die Rechnung richtiger zu stellen als ihr Mann, und sollte er sogar Gemeinverrechner sein.

An die Kritiker.

Das ist die klarste Kritik von der Welt, Wenn neben das, was ihm mißfällt, Einer was Eigenes, Besseres stellt.

Geibel.